

Laurence de Looze – *Pseudo-Autobiography in the Fourteenth Century. Juan Ruiz, Guillaume de Machaut, Jean Froissart, and Geoffrey Chaucer*. Gainesville, University Press of Florida, 1997. 211 Seiten.

Michel Zink – *Froissart et le temps*. Paris, Presses Universitaires de France, 1998. 224 Seiten.

1975 stellte Paul Zumthor die Frage „Autobiographie au Moyen Age?“. Er formulierte für die mediävistische Literaturwissenschaft damit ein Problem, an dessen Lösung sie sich bis heute abarbeitet. Zumthors eigene Stellungnahme fiel, auch noch für das späte Mittelalter, skeptisch aus, sie blieb eine Frage¹. Inzwischen gibt es zahlreiche Untersuchungen dazu, wie sich in der Literatur des Spätmittelalters die vielfältigen Figuren des Ich artikulieren. Wenn dabei heute seltener von Autobiographie als eher von Vorformen moderner Subjektivität die Rede ist², bedeutet das nicht, daß sich die Fragestellung grundlegend geändert hätte. Denn im Kern geht es immer noch darum, inwieweit sich Phänomene literarisierter Selbstbezüglichkeit als Konzept nachweisen lassen.

Diesem Problem widmen sich auch die beiden neuen, hier vorgestellten Arbeiten zur Literatur des 14. Jahrhunderts. Die eine, verfaßt von Laurence de Looze, untersucht aus rezeptionsästhetischer Sicht vier prominente Dichter der europäischen Literatur des 14. Jahrhunderts. Sie stellt die These auf, der Leser habe diese Texte weder als Fiktion

¹ P. Zumthor, *Autobiographie au Moyen Age?*, in: ders., *Langue, texte, énigme*, Paris 1975, S. 165–180.

² Stellvertretend sei hier der Sammelband *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*, hrsg. R. L. Fetz/R. Hagenbüchle/P. Schulz, 2 Bde., Berlin/New York 1998 genannt. Der erste Band enthält Aufsätze u. a. zu Thomas v. Aquin, Dante Alighieri, Meister Eckhart und Petrarca.

noch als Autobiographie lesen können: De Looze bezeichnet sie deshalb als „pseudo-autobiography“.

Das zweite Buch behandelt das Gesamtwerk eines Autors, den auch de Looze in den Blick nimmt: Jean Froissart. Michel Zinks Ziel ist es nachzuweisen, daß dessen Werk eine semantische Einheit besitzt, weil es eine doppelt kodierte Lebensgeschichte des Ich darstellt. Zink zeichnet auf diese Weise das Bild eines Autors, der die von ihm gewählten literarischen Traditionen semantisch aushöhlt, um in erster Linie stets (von) sich selbst zu erzählen.

I.

Laurence de Looze macht es sich zur Aufgabe, in Versdichtungen von Juan Ruiz, Guillaume de Machaut, Jean Froissart sowie Geoffrey Chaucer (pseudo-)autobiographische Strategien nachzuweisen. Ihr interessanter Ansatz nimmt dabei rezeptionsästhetische Kategorien wieder auf, die durch die poststrukturalistische Debatte der letzten Jahre erneut an Aktualität gewonnen haben.

Das Eingangskapitel (*Medieval Autobiographical Writing*) führt den Grundgedanken von de Looze aus, daß das Mittelalter kein Bewußtsein für einen generischen Begriff von Autobiographie hatte. Es ist demnach unmöglich, zu definieren oder taxonomisch zu erfassen, was im Mittelalter autobiographisches Schreiben gewesen sein könnte. Wozu wir hingegen in der Lage sind, ist, unterschiedliche Lesarten zu rekonstruieren, welche der Rezipient mittelalterlicher Texte seinerseits konstruieren konnte. ‚Autobiographie‘ fordert nach de Loozes daher einen spezifischen „way of reading“ (S. 2). Der von Ph. Lejeune postulierte *Pacte autobiographique*³ bestünde dann nicht zwischen Autor und Leser sondern zwischen Leser und Text. Fiktion hingegen liegt nach de Loozes Verständnis vor, wenn die Identifikation von Autor und Ich-Erzähler verweigert wird, weil der Leser die Aufrichtigkeit der Darstellung nicht akzeptiert⁴.

Die These der Verfasserin besteht nun darin, daß die „pseudo-autobiographischen“ Texte des 14. Jahrhunderts es ihren Lesern schwer machten, sie als Autobiographie oder aber als Fiktion zu lesen. Die Pseudo-Autobiographie besteht nach de Looze nämlich in einer Lesart, „that shifts, or at least hesitates, between reading as ‚true‘, ‚historical‘, ‚autobiographical‘, and ones that receive a text according to known modes of fiction“ (S. 2). Bleibt die Gattungszuordnung im Falle dieser Texte somit unentscheidbar, so bedeutet dies, daß die Pseudo-Autobiographie grundsätzlich keine statische und geschlossene Textsorte sein kann, sondern eine, die zu „the constantly frustrated desire of the reader who will never succeed in reascription“ (S. 32) tendiert. Genau in dieser Unentschiedenheit bestand nach de Looze aber vielleicht gerade der Reiz der Texte für damalige Leser.

Als historische Erscheinung, die solch instabiles Lesen im 14. Jahrhundert erfordert und gefördert haben könnte, führt de Looze insbesondere die durch den Ockhamismus verschärfte „crisis of truth“ an. Diese theologisch-philosophische Denkrichtung trug ihrer Fassung nach maßgeblich dazu bei, „that one’s belief in the truth of signs seems to be both affirmed and denied – or, rather, one dwells in a world that simultaneously maintains two different and perhaps contradictory views.“ (S. 12)⁵.

³ Ph. Lejeune, *Le Pacte autobiographique*, Paris 1975.

⁴ Die Verfasserin unterscheidet zwischen vier „configurations of [...] different ways of reading“: Es sind dies „autobiography“, „autobiographical fiction“, „autobiographical pseudo-fiction“ und „pseudo-autobiography“. Das Differenzkriterium ist dabei der je unterschiedliche Grad, in dem der Leser einen Identitäts- und Aufrichtigkeitspakt mit dem Text eingeht. Siehe dazu S. 27–31.

⁵ De Looze setzt die Wirkkraft des Wahrheitsbegriffs W. von Ockhams auf die Literatur so hoch an, daß jene sich bereits zu dieser Zeit ihres konstruktivistischen Charakters bewußt geworden sei. Als Signatur dieser Epoche erkennt sie somit einen tiefgreifenden Skeptizismus, den sie historisch bereits in Augustins Vorstellung vom Universum als *syllabis temporum* (*Confessiones* 13: 15, 18) begründet findet (vgl. S. 154 f.).

Die Pseudo-Autobiographie des 14. Jahrhunderts als „a realm of slippages and shifts“ (S. 148) zeigt sich für de Looze in fünf Phänomenen, die für sich genommen in dieser Zeit zwar nicht originell sind, in ihrer weitgehenden Verschmelzung aber die von ihr untersuchten Texte besonders charakterisieren. Die Konstituente, deren Nachweis dabei de Looze' vorrangiges Ziel ist, besteht in einer Rhetorik der Aufrichtigkeit „which portrays the author-narrator's own personal experiences [...] as forming the stuff of a self-reflexive book while sabotaging that sincerity and even denying the identity between author and narrator“ (S. 39)⁶.

Dieser Strategie der Verunsicherung geht de Looze in ihren Analysen der Primärtexte nach. Sie untersucht dabei die nicht funktionierende *translatio studii* und die Relativität von Wahrheit im *Libre de buen amor* sowie die Erstellung des ersten „mini-codex of the self“ bei G. de Machaut. Mit seinen beiden *Jugements* inszeniert jener das Prinzip der intertextuellen Aufhebung von ‚Wahrheiten‘. Machauts *Voir-Dit*, und Froissarts *Espinette amoureuse* stehen dafür, wie das Rätsel um den Namen des Autor-Erzählers (oder dessen Anagramme) und das Spiel um Erfolg bzw. Mißerfolg des Amant-Poète eine Festlegung des Lesers auf eine autobiographische oder fiktionale Interpretation unterminiert. Und Froissarts *Prison amoureuse* thematisiert in de Looze' Lektüre vor allem die unbegrenzte Re-Interpretierbarkeit von Erzählungen, deren Sinn auf diese Weise nicht mehr fixierbar ist. Chaucers *Canterbury Tales* schließlich erweisen sich auf der Ebene der Rahmenerzählung als eine pseudo-autobiographische Geschichte, die zwei „Chaucers“ inszeniert, welche als Repräsentanten von Erlebnis und Schreiben paradoxerweise jeweils Voraussetzung füreinander sind.

Es kann hier nicht im einzelnen auf die Textanalysen von de Looze eingegangen werden. Sie ergeben das Bild einer Literatur, die auch dem (post-)modernen Leser als „many-headed beast“ (S. 148) erscheint. De Loozes Buch vergißt dabei nicht, ausdrücklich auf die jeweiligen Traditionslinien dieser Literatur hinzuweisen und vervollständigt ihren Entwurf so durch eine historische Dimension, welche die Wurzeln der Pseudo-Autobiographie in Augustins *Confessiones*, bei Alain de Lille, insbesondere aber im *Roman de la Rose* erkennt.

Anknüpfend an die theoretischen Überlegungen vom Anfang, revidiert de Looze abschließend die postmoderne These vom Tod des Autors. Ihr zufolge besteht nämlich stets ein keinesfalls arbiträres Band zwischen dem Verfasser und seinem literarischen Produkt. Autobiographisch wird dieses gelesen, wenn in ihm – gemäß Augustins Lehre von den *signa naturalia* – hinter allen literarischen Konventionen ein „direkter und natürlicher“ Bezug zur Bedeutung des Textes zutage tritt. In diesem weiten Sinne charakterisiert Laurence de Looze die Pseudo-Autobiographie abschließend als „a subversion of signa naturalia, or more properly a subversion of faith in such signa“ (S. 155).

II.

Michel Zinks Monographie zu Froissarts Umgang mit der Zeit ist seit langem die erste zum Gesamtwerk dieses Autors. Sie geht aus der langen Beschäftigung ihres Verfassers mit Froissart hervor, dessen unterschiedliche Texte er in Aufsätzen aus den 80er und 90er Jahren bereits intensiven Lektüren unterzogen hat. Zinks Interesse bestand dabei schon früh darin, die Ich-Figur der verschiedenen Texte durch den Nachweis unterschiedlicher Zeitkonzeptionen herauszuarbeiten. In dem nun erschienenen Aufsatzband *Froissart et le*

⁶ Die weiteren vier *strands* sind (1) „a depiction of the ambiguity [...] of truth“, (2) „a self-consciousness of the writing process“, (3) „a movement away from the presentation of the poet as active poetically because active erotically“ und (4) „a frequent thematization of the reader and the reading process as integral to the construction of the text“. (S. 39)

temps finden sich neben einigen überarbeiteten Fassungen bereits früher publizierter Aufsätze⁷ fünf neue Analysen.

Zink macht sich „une analyse de la perception et de l'expression du temps dans son œuvre“ (S. 1) zur Aufgabe. Legitimiert wird die Wahl des Parameters ‚Zeit‘ zur Interpretation des Werkes durch die Tatsache, daß Froissart sein ganzes literarisches Leben damit zubrachte „à se souvenir du passé, le sien et celui des autres“ (S. 3). Die permanente Erinnerung an Vergangenes bedeutet umgekehrt, daß Zeit bei Froissart nicht zuletzt das Erzählen von der eigenen Vergangenheit impliziert: „Froissart est un homme qui se raconte“ (S. 2). Dementsprechend wird Zeit bei Froissart gedacht als „récit du moi et du monde – unique justification, peut-être, de l'activité littéraire“ (S. 4).

Mit diesem Zitat, das die wesentliche Daseinsberechtigung des Schreibens im Bericht vom Ich und seiner Welt erkennt, ist Zinks These bereits angedeutet: Denn die Behandlung der verschiedenen Zeitkonzeptionen im Werk Froissarts trifft nach Zink den semantischen Kern seines literarischen Schaffens. Zinks Froissart ist ein neuzeitlicher Autor, der sich des Ballasts transzendenten wie innerweltlichen Ordnungsdenkens nach mittelalterlichem Zuschnitt entledigt hat. Demnach begreift er seine Darstellung des Hundertjährigen Krieges nicht mehr als Beitrag zu einer universalen Heilsgeschichte. Und die höfisch-ritterliche Welt, in die alle seiner Texte getaucht sind, hält Zink für den Ausdruck eines ausgeprägten Krisenbewußtseins, das an der Existenz und am „Sinn dieses Traums“ schon lange zweifelte. Froissart gewinnt damit ein Maß an Selbstbestimmtheit und -bezüglichkeit, das es ihm erlaubt, seinem „subjektiven“ Erleben von Zeit Ausdruck zu verleihen. Nicht nur das: die im Mittelpunkt der Froissartschen Texte stehende ‚Zeit des Ich‘ wird zum Signum einer „mise en doute“ der spätmittelalterlichen Welt und ihres höfisch-ritterlichen Diskurses. In dieser Infragestellung der höfischen Welt liegt für Zink der „Sinn“ des Schaffens von Jean Froissart.

Zink knüpft mit seiner These an die von ihm bereits ausführlich behandelte *Subjectivité littéraire* im Zeitalter Ludwigs des Heiligen an⁸. Als kennzeichnend für Froissart erkennt Zink nun, daß das Ich sich bei ihm parallel in zwei unterschiedlichen Bereichen von Lebenserfahrung zu bestimmen sucht. Sie entsprechen zwei unterschiedlichen Zeitkonzeptionen. Zum einen erfolgt die Konstitution des Ich auf dem Wege des Selbst-Zugeständnisses von Innerlichkeit, zum anderen erfolgt sie durch die Selbstvergewisserung von sozialer Akzeptanz beim hochadeligen Publikum, in dem Froissart sich bewegte.

Den zweitgenannten Aspekt der Konstitution einer Ich-Identität behandelt das Kapitel *Le livre: une introduction*. Es setzt sich mit Froissarts wiederholter Thematisierung der eigenen Werke auseinander, welche laut Zink über die bekannte Bedeutung des Buches im 14. und 15. Jahrhundert hinausgeht. Denn Froissart ist es weniger um das Buch als Aufbewahrungsort von Wissen oder als Objekt privaten wie öffentlichen Gebrauchs zu tun, sondern um die identitätsstiftende Funktion der eigenen literarischen Produktion. Die Inszenierung des eigenen Buches, so Zink, ist bei Froissart Ausdruck einer „inquiétude sociale“ (S. 25): Selber nicht dem Adel zugehörig, sei Froissart stets ein gesellschaftlicher Außenseiter, ein „intrus“ in der aristokratischen Sphäre geblieben. Berechtigung dazu hätten ihm einzig seine Bücher verliehen. Die Folge sei eine tiefgreifende „frustration sociale“ (S. 26), in deren Licht die eitle Inszenierung des eigenen Buches zur Kompensation der sozialen Minderwertigkeit des Clerc werde.

Zink interpretiert die Inszenierung des Ich und seiner Bücher hier autobiographisch, indem er sie mit dem gesellschaftlichen Status des Autors in Verbindung bringt. Dieser

⁷ Es handelt sich hierbei um die Kapitel IV (*Les Chroniques et le modèle romanesque*), VI (*La fin et la chute*), VIII (*Temps de la peinture, temps de la poésie. Le temps déroulé*), IX (*L'amour en fuite*), X (*L'horloge amoureuse ou la machine à tuer le temps*) und XI (*Le temps, c'est l'argent*).

⁸ *La subjectivité littéraire. Autour du siècle de saint Louis*, Paris 1985.

Gedanke setzt sich in Zinks Interpretationen der späten Dits von Froissart fort, die seiner Auffassung nach, einem empirischen Zeitverständnis folgend, die Geschichte seines beruflichen Erfolges schreiben. Ergänzt werde diese „vraie histoire“ seines Lebens durch die parallel verlaufende Geschichte seiner nie stattgefundenen Liebe. Ihr entspreche eine innerliche, rein subjektive Zeitvorstellung, die der Unwirklichkeit des Erträumten Rechnung trage. Zur Durchwebung beider Zeitebenen und „Geschichten“ des Ich im *Joli Buisson de Jonece* schreibt Zink: „Il y a l'histoire d'une vie, qui est une vraie histoire, faite de voyages, de rencontres, d'argent gagné et dépensé. Et il a y l'histoire de l'amour, qui n'est pas une vraie histoire, mais l'ombre toujours fuyante d'une anticipation ou d'un regret“ (S. 167).

Das Zitat resümiert die beiden zeitlich-semanticen Ebenen, die Zink nicht nur für diesen Dit, sondern für das Gesamtwerk Froissarts veranschlagt. Diesen zwei subjektgeleiteten Konstituenten Froissartscher Weltauffassung entsprechen die beiden Strategien des Ausdrucks von Zeit, die laut Zink das Werk dominieren und die „unité“ seiner ansonsten heterogenen Texte bilden.

Diese im Kapitel *Le creuset du temps et l'unité de l'oeuvre* entwickelte einheitliche Zeiterfahrung besteht nicht mehr – und hier liegt eine zentrale Aussage Zinks – in einer „intersubjektiven, objektiven“ Erinnerung, „qui permet le passage des connaissances de l'un à l'autre, leur circulation d'un pays à l'autre“ (S. 47). An die Stelle einer solchen Zeitvorstellung universalistischen Zuschnitts trete bei Froissart vielmehr ein Begriff von Zeit, der ausschließlich „dans le souvenir et l'expérience intime, subjective, de la fuite du temps, du souvenir, du vieillissement“ bestehe.

Was bedeutet es, wenn Zink diese subjektive Zeitkonzeption zum Paradigma der Lektüre Froissarts erhebt? Es besagt, daß er ihre Bedeutung für das Verständnis des Autors höher einschätzt als die höfisch-ritterliche Thematik, die die Texte explizit für sich in Anspruch nehmen. Die subjektive Erfahrung von Zeit erscheint hier als ein individuelles Denkmuster, welches tradierte Gattungsvorgaben außer Kraft setzt. Folglich läuft Zinks Behandlung der drei unterschiedlichen Gattungstypen, denen sich Froissart widmete, darauf hinaus, daß er in den einzelnen Texten die gezielte Aushöhlung der tradierten Semantik der jeweiligen Gattung sieht: „Car pas plus que les *Chroniques*, *Méliador* n'est enfermé dans le genre auquel il semble appartenir“ (S. 61).

Es soll hier zumindest anhand eines Kapitels nachgezeichnet werden, wie Zinks Argumentation von der autobiographisch begründeten Gattungsaushöhlung verläuft. Ich wähle dazu das siebte Kapitel, das für den Ritterroman *Méliador* die Frage *Roman ancien ou poème moderne* aufwirft. Dieser Text entpuppt sich in Zinks Lektüre als ein „poème moderne“, der der seelischen Befindlichkeit seines Verfassers in einer Folge von Episoden Ausdruck verleiht. Zink verneint damit die herkömmliche Auffassung, welche in der über 30.000 Verse langen Erzählung von den Vorfahren König Artus' einen anachronistisch-restaurativen Akt im Sinne der literarischen Wiedergewinnung des universell verstandenen Ritterideals sieht⁹.

Zunächst konstatiert Zink, daß dem Versroman, seiner These von der „translation du sens“ folgend, eigentlich nichts als der Rang einer „coquille vide de sens“ (S. 112) bleibe. Doch „Pourquoi“, fragt Zink weiter, „Froissart aurait-il voulu ranimer une tradition que lui-même aurait contribué à vider de sa substance?“ (ebd.) Die Antwort besteht nach Zink darin, daß Froissart gar nicht mehr die Absicht hatte, einen Ritterroman zu schreiben und dies *de facto* auch nicht tut.

Bei der Analyse des doppelten Prologs¹⁰ im *Méliador* und dem Vergleich mit anderen späthöfischen Prosaromanen vor allem des 13. Jahrhunderts (S. 112–118) erkennt Zink

⁹ So auch P. F. Dembowski, der die bis heute einzige Monographie zum *Méliador* vorgelegt hat: *Jean Froissart and his « Méliador »*. Context, Craft and Sense, Lexington 1983.

¹⁰ Zink folgt in der Segmentierung des Froissartschen Text den Unterteilungen, die Dembowski vorgeschlagen hat (siehe Kap. II: *Craft*, S. 60–87).

keine bedeutsamen Abweichungen des Froissartschen Texts von der Romantradition. Eine enge Verwandtschaft macht Zink hingegen zwischen dem Versroman und den Dit-Dichtungen aus; sie wird für ihn im Aufbau des *Meliador* evident: Denn zwar leuchtet ihm Dembowskis Unterteilung des Plots in vier Hauptakte und drei „entre'actes“ ein, doch hält er dessen Gewichtung zwischen Akten und Zwischenakten für falsch. Was für Dembowski zentrale Handlungspassagen waren, erweist sich für Zink als nachgeordneter Erzählrahmen. Und was Dembowski als digressive „entre'actes“ las, erscheint im Lichte der Zinkschen Lektüre als das Zentrum von Froissarts Interesse. Es liegt, so Zink, in der Formulierung eines „roman des situations sentimentales“ (S. 126), dem es gelingt, im Gewand des überkommenen arturischen Romans tatsächlich eine „collection de dits“ zu verfassen.

Diese Lesart des *Meliador* läßt Zink auch die Wahl der Versform nicht nur plausibel, sondern wesentlich erscheinen. Denn nicht etwa die Wiederaufnahme der Romantradition des 12. Jahrhunderts ist ihr Grund, sondern die Tatsache, daß dieser Text „du côté de la poésie personnelle de Froissart; du côté des émotions du moi“ anzusiedeln ist (S. 129). Damit erfährt die Unterscheidung von zwei Zeiten des Ich eine formale Ergänzung, welche die doppelte „Geschichte“ des Ich zusätzlich markiert: „s'il y a une coupure majeure dans cette œuvre plus cohérente qu'il n'y paraît, elle oppose, banalement mais certainement, la prose au vers et le monde au moi“ (ebd.). Die konsequent semantisierte Opposition zwischen Vers und Prosa aber ist, so Zink, eine literarhistorische Neuheit des 14. Jahrhunderts auf dem Weg in die „époque moderne“ (S. 129).

In der Lektüre Zinks wird aus dem anachronistischen späthöfischen Roman ein Anfang, „celui d'une sensibilité poétique neuve et de l'association entre cette sensibilité et le vers“ (S. 130). Mit dieser literarhistorischen Einordnung beschließt Zink seine originelle Analyse dieses Textes. Wie die Geschichtsschreibung unter der Feder Froissarts zum Roman wird und die höfische Liebesdichtung der Dits de facto die sentimentale und professionelle Autobiographie Froissarts vervollständigt, verfolgt Zinks Buch in den übrigen Kapiteln¹¹.

III.

„Autobiographie au Moyen Age?“ — die beiden hier vorgestellten Bücher geben darauf sehr unterschiedliche Antworten. Sie scheinen jedoch weitgehend darin übereinzustimmen, daß die Autoren des 14. Jahrhunderts über gedankliche Voraussetzungen verfügten, welche die Konzepte von Autobiographie und Subjektivität beinhalten. Das bedeutet, daß beide Interpretationsansätze im ausgehenden Mittelalter Grade an Selbstbezüglichkeit des Schreibens für möglich halten, welche das Ich, seine Vorstellungen und Erfahrungen zur zentralen Wahrheitsinstanz erheben.

Unter dem Aspekt der Denkvoraussetzungen¹², die den Texten (vermutlich) zugrunde lagen, scheinen mir die Ergebnisse von de Looze wie von Zink jedoch überdenkenswert.

¹¹ Es erweist sich dabei m. E. als ein gewisser Nachteil, daß Zink Froissarts Schriften in chronologisch umgekehrter Reihenfolge behandelt. Er beginnt mit den berühmten *Chroniques*, untersucht dann den *Meliador* und in den letzten Kapiteln die frühen Dits des Autors und nimmt sich so die Möglichkeit, etwaige Parallelen, Umschwünge oder Entwicklungen im Gesamtwerk Froissarts zu berücksichtigen.

¹² Die Rekonstruktion der geistig-philosophischen Denkvoraussetzungen eines Autors erscheint besonders einleuchtend, seit der Konstruktivismus gelehrt hat, daß Wissen und Erkennen zumindest in großen Teilen als Ergebnisse konstruktiver Operationen anzusehen sind. Wirklichkeit oder Wahrheit sind also nicht einfach unhintergehbare Realitäten, die mimetisch wahrgenommen und dargestellt werden können, sondern sie sind ebenso kognitive Konstrukte, die Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmöglichkeiten eines jeden einzelnen widerspiegeln. Sie werden hier reduktionistisch als Denkvoraussetzungen bezeichnet.

Kann man hinsichtlich der Literatur des 14. Jahrhunderts wirklich von der weitreichenden Selbstbezüglichkeit eines Ich ausgehen? Und ist es anzunehmen, daß, wie de Looze postuliert, ein Machaut oder ein Froissart das theologisch-philosophische Problem des W. von Ockham quasi zeitgleich zu der Diskussion in den Universitäten in ihren Texten inszenieren? Ich meine nein.

Um die Kritik an den Arbeiten von de Looze und Zink plausibel zu machen, sei im folgenden das Beispiel Jean Froissarts aufgegriffen. Die Denkvorbedingungen dieses Autors individuell zu bestimmen ist nicht möglich. Wir können jedoch rekonstruieren, wie in etwa die philosophisch-ethischen Grundprinzipien seiner sozialen Umgebung aussahen. Dies ist aufschlußreich für das Verständnis Froissarts, weil er als halbweltlicher *menestrel* Zeit seines Lebens im Dienste hochadeliger Gönner stand und, wie auch Zink zeigt, in seinem öffentlichen Selbstbewußtsein vollkommen von der Akzeptanz seiner Werke durch eben dieses höfische Publikum abhängig war.

Der geistig-ideologische Horizont der Welt, in der Froissart lebte, war die höfisch-ritterliche Kultur der *curialitas*. Das ihr zugrundeliegende innerweltliche Normengefüge aber stand in Abhängigkeit von einer ihr übergeordneten, in analogischer Weise gedachten transzendenten Weltordnung Gottes. Aus deren letzter Wahrheit war die ritterlich-höfische Kultur nicht nur abgeleitet, sondern auf sie hin ausgerichtet wurde das irdische Dasein des Menschen in letzter Konsequenz verstanden. Dieses System einer ‚doppelten Weltordnung‘ war bereits im 13. Jahrhundert formuliert worden, etwa von Brunetto Latini in seinem *Livre dou Tresor*. Daß dieses Denkmodell – jenseits aller individuellen Selbstbezüglichkeit der Ich-Bestimmung in der Moderne – im wesentlichen noch für die westeuropäischen Hofgesellschaften um die Mitte des 14. Jahrhunderts galt, ergibt die Lektüre von Texten unterschiedlicher Provenienz, die in Froissarts unmittelbarer Umgebung entstanden sind¹³.

Als Aufgabe von Literatur innerhalb der skizzierten innerweltlichen Ordnung darf man die Illustration und moralisch-didaktische Vermittlung der in den Status von Wahrheiten erhobenen Tugendnormen annehmen. Dies bestätigen die häufig in Prologen formulierten Absichtserklärungen der Autoren – so auch die Vorworte und Einleitungen zu Froissarts Werken, welche stets das Lob des höfisch-ritterlichen Ideals proklamieren. Das eigene Schreiben hat somit, dem expliziten Verständnis Froissarts folgend, noch die mittelalterliche Erziehungsfunktion, welche in der Konservierung eines über den Rahmen der Literatur hinaus gültigen Ordnungsgedankens bestand. Wenn dieses Eigenverständnis Froissarts aber auch den Interpretationen von de Looze und Zink zufolge den Duktus eines wesentlichen Teils seines (Früh-)Werks bestimmt, gibt es keinen Grund, dieses Verständnis von Literatur als Ausgang des Froissartschen Schreibens zu bezweifeln – zumal Froissart auch in späten Texten seines Werkes darauf insistiert¹⁴.

Als Konsequenz des Gesagten ergibt sich, daß auch das Ich der unterschiedlichen Texte als Teil der doppelten Weltordnung verstanden wird. Es steht nicht autonom außerhalb der höfisch-ritterlichen Norm, sondern ist – eindeutig heteronom – in seinem Handeln auf die Bestätigung dieser innerweltlichen Wahrheit ausgerichtet. Dieselbe Argumentation gilt

¹³ Die dabei zugrundegelegten Texte, deren Besprechung hier leider nicht erfolgen kann, sind den Bereichen Versdichtung, Traktatliteratur und Geschichtsschreibung zugehörig. Sie stammen von Watriquet de Couvin, Geoffroy de Charny sowie Jean le Bel.

¹⁴ Signifikant ist, daß Froissart noch im Prolog zur dritten Fassung des ersten Buches der *Chroniques* von 1400 angibt, mit seiner Geschichte des Hundertjährigen Krieges vor allem ein Stück zur universellen Geschichte des Rittertums beitragen zu wollen. Er bekräftigt damit gerade in dem Teil der *Chroniques*, in dem er sich nach Meinung der Forschung mit am stärksten von seinen schriftlichen Vorbildern (besonders Jean le Bel) emanzipiert, die durchaus mittelalterliche Sichtweise seiner Aufgabe.

m. E. für das bei Froissart vorherrschende Zeitkonzept. Zeit ist bei ihm vorrangig eine thematische Größe, die im Sinne der zeichenhaften Ordnung der höfisch-ritterlichen Norm konzipiert wird. Das heißt, daß der Wert von Zeit noch in ihrer inhaltlichen Aussage für die höhere Wahrheit der innerweltlichen Norm liegt; sie wird semantisch gelesen. Damit aber hat die Zeit noch nicht die moderne Funktion einer formalen Strukturierung der dargestellten Welt inne, die Zink stillschweigend voraussetzt, wenn er Froissarts Werk als zeitlich doppelt kodierte Geschichte des Ich liest.

Was folgt aus der Zugehörigkeit des Ich der Texte zur Ordnung der ritterlich-höfischen Welt sowie aus einer primär thematisch verstandenen Zeit für die Interpretation Froissarts? Nicht, daß die von de Looze analysierte Unsicherheit der Zeichen nicht bestünde. Und auch die von Zink detailliert untersuchten Aspekte der Ich-Darstellung mit mimetischem Wert sollen nicht geleugnet werden. Was jedoch im Lichte der konsequent verfochtenen Weltordnung heteronomer Wahrheiten in Frage gerät, ist die Bewertung dieser Phänomene. Sie erscheinen angesichts der genannten gedanklichen Voraussetzungen weniger als Ausdruck eines Spiels mit der Identität des eigenen Ich (de Looze) oder als permanente Inszenierung einer sentimental und beruflichen Autobiographie (Zink), denn als ungewollte Einbrüche des höfisch-ritterlichen Diskurses. Es sind dies die Stellen, an denen Froissart in seinem Versuch der literarischen Reanimation der höfisch-ritterlichen Welt an der Kontingenz des menschlichen Daseins scheitert.

Daß es sich bei den meisten Textstellen, die dem modernen Leser wie die Konstruktion einer mimetisch zu lesenden Geschichte des Ich erscheinen, gerade nicht darum handelt, belegt m. E. die mangelnde narrative Kohärenz dieser Passagen. In ihrem Erzählzusammenhang nämlich sind die ‚autobiographischen‘ Sequenzen meist funktionslose Einfügungen, denen eine sinnhafte Anbindung an den narrativen Kontext fehlt. Sie erweisen sich damit zumeist als semantische Nullstellen und sind das Produkt eines Erzählens, das nicht mehr durchgängig dazu in der Lage ist, normgerechte Geschichten vom *fin'amors* zu erzählen oder die Geschichte der „proèce“ anhand der Ereignisse des Hundertjährigen Krieges belehrend zu illustrieren. Daß aber die semantisch-narrative Kohärenz der Texte Anspruch eines Denkens sein muß, das geschlossene, wahrheitsbürgende Weltordnungen anstrebt, scheint mir eine unumgängliche Annahme.

Das Zeichen des unhintergehbaren Mangels des menschlichen Daseins ist bei Froissart die pagane Fortuna, welche für die negative Kraft der Leidenschaften steht und sie zugleich rationalisiert. Wo sie aber, wie in den späten *Chroniques*, zunehmend in das Zentrum der dargestellten Welt rückt, tritt die überkommene Ordnung des höfisch-ritterlichen Tugendsystems in der Form ihrer eigenen Verwerfung in Erscheinung. Die innerweltliche Wahrheit wird von Fortuna dementiert, und es kommt zur stets von neuem vor Augen geführten Desintegration des höfisch-ritterlichen Normengefüges. Endgültig beseitigt wird es jedoch nicht – hier liegt das Besondere dieser Literatur! Denn Froissart macht zwar wiederholt die Erfahrung der Unterminierung der tradierten Weltordnung durch die Macht Fortunas, doch führen diese Nullstellen des höfisch-ritterlichen Diskurses nirgends in seinem Werk zur Infragestellung des analogisch-normativen Paradigmas. Im Gegenteil: hat sich eine Textsorte als untauglich zur Aufrechterhaltung der höfischen Norm erwiesen, wendet er sich einer anderen Tradition zu, um nun mit deren Mitteln das Projekt der Stabilisierung der höfisch-ritterlichen Weltordnung zu verfolgen. Das späte 14. Jahrhundert tritt hier als eine Epoche zutage, in der überkommene Weltordnungen ihre Gültigkeit verloren haben – eine Epoche jedoch, die noch nicht über neue stabilisierende Ordnungsentwürfe verfügt. An dem Punkt weitestgehenden Ordnungs- und Wahrheitsverlusts muß so an alten Ordnungen festgehalten werden, auch wenn jene ihre Gültigkeit angesichts der Erfahrung von Kontingenz permanent einbüßen.

Die hier skizzierte Lektüre des Werkes von Jean Froissart unterscheidet sich sowohl von de Loozes These der „pseudo-autobiography“ als auch von Zinks Auffassung einer doppelt kodierten Autobiographie. Sie tut dies, indem sie Denkvoraussetzungen Froissart-scher Weltkonstitution und -erfahrung besonders zu berücksichtigen sucht. Sie endet mit der weiterhin offenen Frage: „Autobiographie au Moyen Age?“

Eichstätt, im Januar 1999

Michael Schwarze

¹ Hierzu stellvertretend M. Jeanneret, *Le défi des signes: Rabelais et la crise de l'interprétation*, Orléans 1994.

² Vgl. E. M Duval, *The Design of Rabelais's Pantagruel*, New Haven/London 1991.

³ Selbst F. Rigolot faßt die Rekontextualisierung eher als Konzession denn als methodisch folgenreiche Notwendigkeit auf, vgl. *Interpréter Rabelais aujourd'hui* in: *Poétique* 103 (1995) S. 269–284.